



2. Obituary for Peter Gross (1941-2023)



Anfang dieses Jahres verstarb Peter Gross im 82. Lebensjahr an seinem Wohnort St. Gallen. Gross ist vor allem berühmt geworden mit seinem Werk «Die Multioptionsgesellschaft», das im Suhrkamp-Verlag seit seiner Erstveröffentlichung 1994 inzwischen bereits in seiner 11. Auflage erschienen ist. Mit der «Multioptionsgesellschaft» ist ihm eine Begriffsprägung geglückt, die längst in den Allgemeinwortschatz eingegangen ist.

Gross wuchs in einer kinderreichen Familie in der Ostschweiz auf, absolvierte das Lehrerseminar in Kreuzlingen und arbeitete zwei Jahre als Primarlehrer. Danach studierte er Soziologie und Wirtschaftswissenschaften an den Universitäten Zürich und vor allem Bern, wo er 1966 sein Lizentiat und 1969 sein Doktordiplom erhielt (Dr. rer. pol., mit der Dissertation «Reflexion, Spontaneität und Interaktion: Diskussion soziologischer Handlungstheorien», Frommann-Holzboog Verlag, 1972). In den folgenden Jahren hatte er eine Assistenz bei Prof. Kurt Lüscher an der Universität Konstanz und nahm Lehraufträge in Freiburg im Breisgau wahr. Von 1972 bis 1979 politisierte er nebenher als Kantonsrat der sozialdemokratischen Partei im Thurgauer Parlament. 1979 habilitierte er sich mit der Schrift «Die Verheißungen der Dienstleistungsgesellschaft – Soziale Befreiung oder Sozialherrschaft?» an der Universität Konstanz (Gutachter: Prof. H. Baier, Prof. F.-X. Kaufmann und Prof. Th. Luckmann). Die überarbeitete Habilitationsschrift erschien 1983 im Westdeutschen Verlag. Darin fasste er den damaligen Stand der Theorien der Dienstleistungsgesellschaft konzip zusammen, mit einem speziellen Fokus auf personenbezogene Dienstleistungen, und diskutierte das sozialpolitische Korrelat dieser Theorien: die



dienstleistungsintensive Sozialpolitik. Schliesslich präsentierte er einen Strauss origineller Ideen für eine emanzipatorische Gesellschafts- und Sozialpolitik.

Gleich nach der Habilitation wurde Gross auf eine Professur für Soziologie und Sozialstruktur im internationalen Vergleich an die Otto-Friedrich-Universität Bamberg berufen, wo er von 1980 bis 1989 lehrte und forschte. In diese Zeit fiel die Überarbeitung seiner Habilitationsschrift und eine Reihe von Aufsätzen zur Sozialstruktur der Bundesrepublik Deutschland. Von 1985 bis 1987 leitete er das von der DFG geförderte Projekt «Symbolische Repräsentation durch Schattenarbeit: Heimwerken als Erfahrungsstil und Soziale Praxis» (mit Ronald Hitzler und Anne Honer), und von 1989 bis 1992 das von der Volkswagen-Stiftung geförderte Projekt «Die Bedeutung des Selbstständigen im Strukturwandel» (mit Ronald Hitzler). 1989 folgte Gross einem Ruf auf den Lehrstuhl für Soziologie an der Universität St.Gallen (HSG), wo er zwei Forschungsprojekte zur Reproduktionsmedizin in Angriff nahm, eines zur «Akzeptanz reproduktionsmedizinischer Verfahren in der Schweiz. Eine repräsentative Bevölkerungsbefragung» (1990–1991, gefördert vom HSG-Grundlagenforschungsfonds, mit Christoph Maeder), und eine qualitative Studie über «Das Wissen der Experten. Reproduktionsmedizin im Spannungsfeld von technischer Innovation, individuellem Hilfeersuchen und gesellschaftlichem Wertesystem» (1991–1993, gefördert vom Schweizerischen Nationalfonds, mit Anne Honer). Im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramms 32 zum Thema «Alter» führte das HSG-Seminar für Soziologie von 1993 bis 1996 (Gross mit Achim Brosziewski und Olaf Zorzi) in Zusammenarbeit mit dem Institut für Sozialforschung IPSO, Zürich (Peter Farago mit Claude Hunold), das Projekt «Altenpolitik schweizerischer Unternehmungen und ihr Beitrag zum Übergang vom Erwerbs- zum Rentnerleben und zur sozialen Integration betagter Erwerbstätiger» durch. Als letztes Forschungsprojekt folgte von 1996 bis 2000 schliesslich die «Die Informatisierung des Managements – Eine wissenssoziologische Untersuchung über Entscheidungsstrukturen und Entscheidungsalltag im informatisierten Wirtschaftsbetrieb», gefördert vom Schweizerischen Nationalfonds (zusammen mit Achim Brosziewski).

Dass sich Gross nun mit der Altenpolitik von Unternehmungen und Managementfragen beschäftigte, reflektiert seinen neuen wissenschaftlichen Kontext: Die renommierte Wirtschaftsuniversität St.Gallen bot ihm ein verlockendes, erweitertes Betätigungsfeld. Gross war mit der dezidierten Ambition nach St.Gallen gekommen, sich mit einem Buch zu profilieren, das wie bei seinen Bamberger Kollegen Ulrich Beck («Die Risikogesellschaft») und Gerhard Schulze («Die Erlebnisgesellschaft») nicht nur im soziologischen Fachdiskurs diskutiert, sondern in einer breiteren Öffentlichkeit Resonanz finden würde. Nach jahrelanger harter Arbeit ist ihm dies mit dem Werk «Die Multioptionsgesellschaft» auch gelungen. Der zentrale Gedanke hinter diesem «wortungetümen Titel» (Vorwort) ist, dass der Modernisierungsprozess durch drei Kernprozesse vorangetrieben wird: Erstens die laufende Steigerung von Optionen, die sich augenfällig in der unüberblickbaren Vielfalt des Waren- und Dienstleistungsangebots manifestiert. Zweitens der Prozess der Entobligationierung, der die herkömmlichen Traditionen zu Optionen umschmilzt und auch auf der Ebene der Lebensstilgestaltung eine Vielfalt neuer Handlungsoptionen ermöglicht. Was früher eine unhinterfragte Selbstverständlichkeit war – der sonntägliche Kirchgang, die Heirat, die Gründung einer Familie – ist nicht mehr verpflichtend, besteht als Option hingegen weiter. Insofern weist dieser ungewöhnliche Begriff der Entobligationierung eine grössere Begriffsschärfe auf als der verbreitetere Begriff der Detraditionalisierung, der eine Auflösung und ein Verschwinden der Traditionen suggeriert. Der dritte Kernprozess ist schliesslich die Individualisierung: Angesichts schwindender normativer Leitplanken wird die Gesellschaft immer pluralistischer und nimmt die Vielfalt an Lebensweisen laufend zu – jeder Mensch muss nun selbst entscheiden, wie er handeln will.



Gross war ein aufmerksamer Beobachter des Alltagslebens. Er interessierte sich brennend dafür, wie die Akteure mit der Optionsvielfalt zurande kommen, welche Strategien der Komplexitätsreduktion sie anwenden, welche neuen Routinen sie ausbilden. Eifrig sammelte er Beispiele, selbstbeobachtete wie auch Geschichten Anderer oder solche aus Literatur und Massenmedien. Wie entscheidet man sich angesichts der Vielfalt an Pizzas, Joghurts, Waschmitteln und Beautyprodukten, an finanziellen Investitions- oder Versicherungsmöglichkeiten, an Mobiltelefonen und anderen elektronischen Geräten? Aber auch: Wie entscheiden Orthopäden, wenn sie aus 149 verschiedenen künstlichen Kniegelenken eines auswählen müssen? Diese unterste Ebene, Entscheidungen bezüglich Waren, interessierte ihn allerdings am wenigsten. Hier schlägt auch die soziale Ungleichheit deutlich durch, indem die Optionsvielfalt durch die Budgetrestriktionen jedes Haushalts begrenzt wird. Soziologisch wesentlich interessanter sind neue Lebensweisen und Beziehungsformen – z.B. Single-Haushalte oder multiple Elternschaften in Patchwork-Familien – sowie die Vielfalt an Sinnangeboten, die neben die traditionellen religiösen Werte getreten sind. In der heutigen Moderne scheinen alle gesellschaftlichen Bereiche von einem Steigerungsimperativ erfasst zu werden: *bigger, better, faster, more*. Überall lastet auf dem Einzelnen die Aufgabe, sich zwischen multiplen Optionen zu entscheiden.

Viele Menschen fühlten sich durch das Konzept der Multioptionsgesellschaft unmittelbar angesprochen, die Analyse von Gross widerspiegelte mannigfach ihre eigenen Alltagserfahrungen. Die Optionsvielfalt befördert die persönliche Freiheit, impliziert aber auch einen Entscheidungszwang. Da und dort gibt es auch Gegenbewegungen: religiöse Gemeinschaften (z.B. Sekten) mit restriktiven Normen, neokonservative Strömungen oder ökologisch begründeter Konsumverzicht. Gross war indes überzeugt, dass sich die Steigerungsdynamik langfristig durchsetzen werde. Und in der Tat: Wer hätte vor 30 Jahren gedacht, dass heute selbst die Geschlechtszugehörigkeit frei gewählt werden kann? Wie visionär die «Theorie» der Multioptionsgesellschaft war, zeigt sich gerade heutzutage: Während der Corona-Pandemie hatten zahlreiche Auguren eine fundamentale Transformation der Gesellschaft prophezeit, doch danach wünschte sich die grosse Mehrheit der Bevölkerung vielmehr die frühere Optionsvielfalt zurück und strebte danach, Verpasstes nachzuholen. Mit voller Wucht manifestiert sich die Multioptionsgesellschaft inzwischen in den virtuellen Welten, die sich dank Internet, Smartphones und Social Media entfalteten. Sie haben die Erfahrungsgier (z.B. Pornosites) und die Steigerungssucht (noch mehr Facebook-Freunde und LinkedIn-Kontakte, noch mehr Likes und digitale Followers) ins Unermessliche gesteigert, weltweit starren alle auf ihr Handy, FOMS (*fear of missing something*) grassiert, die eigene Selbstdarstellung muss laufend verbessert werden.

Diese Entwicklung hat Gross, der wenig technikaffin war, Papier und Füllfederhalter pries und seine Texte auf einer alten Olivetti Schreibmaschine tippte und dann von seiner Frau oder seiner Sekretärin abschreiben liess, nur am Rande mitbekommen. Er selbst beschäftigte sich mit anderen Fragen, zunächst vertieft mit der Individualisierung. Dank der Entobligationierung wird die dritte Moderne zu einer Icherweckungsbewegung, tritt ein ins Unabhängigkeitsjahrhundert und jagt den selbstentworfenen Möglichkeiten nach. Wer ich bin, wird ungewiss, denn «ich bin viele» – die Suche nach dem eigenen Ich, dem Ich-Selbst, wird zur zentralen Aufgabe, das ist Individualisierung hoch zwei, denn die Gegenwart ist stets nur transitorisch, die Zukunft wird so viele weitere Möglichkeiten eröffnen. «Ich-Jagd», nennt Gross dieses Buch, das 1999 ebenfalls in der Edition Suhrkamp erschien – eine Jagd, die niemals abgeschlossen sein wird. Die Ursache dieses Vorwärtstrebens erblickt Gross im Erlösungsgedanken des Christentums – eine Erlösung, die nun innerweltlich angestrebt wird.



Diesen Gedanken entwickelt er weiter in seinem nächsten Buch, «Jenseits der Erlösung», das 2007 im Transcript Verlag erschien. Auf der Basis der Multioptionsgesellschaft, die das kirchliche Curiositas-Verbot abgeschafft, die Gottes-Suche durch eine Ich-Sucht ersetzt hat und eine Fülle unterschiedlichster Sinnangebote bereithält, kritisiert er die christlichen Theologen, die dogmatisch an der klassischen Erlösungsbotschaft festhalten, obwohl dies unter modernen Reflexionsbedingungen niemand mehr glaubt. Gross wagte es, als Kulturosoziologe ein theologisches Traktat zu schreiben, das anstelle der illusionären Erlösungsrhetorik eine Neudeutung der christlichen Heilsgeschichte empfiehlt. Der Jenseitsglaube sei längst einem Diesseitiglauben gewichen, daher gelte es, die traditionelle Eschatologie, die Lehre von den letzten Dingen am Ende der Zeiten, umzudeuten: Statt eine finale Erlösung zu versprechen, sollte vielmehr gelehrt werden, dass die Welt unvollkommen und widersprüchlich und das menschliche Leben endlich ist, und es darum geht, dies gelassen zu akzeptieren.

Gross hielt dies für sein bestes Buch, es erhielt auch gute Rezensionen, sprach aber vor allem theologisch interessierte Kreise an. Wesentlich mehr Breitenwirkung erzielten seine folgenden Beiträge über das Altern. In Zeitungsartikeln und Vorträgen, vor allem aber mit seinen beiden Büchern «Glücksfall Alter» (2008, gemeinsam mit der Journalistin Karin Fagetti, wie die folgenden drei Bücher im Herder Verlag) und «Wir werden immer älter. Vielen Dank. Doch wozu?» (2013) wehrt er sich vehement gegen die üblichen Defizitdiskurse von der «Überalterung der Gesellschaft» und dem «Altern als körperlicher Zerfall» und plädiert für eine positive Perspektive. Man darf neue Herausforderungen nicht mit alten Antworten anpacken, sondern muss das Drehbuch des Alters neu schreiben, das Alter neu erfinden. Es gibt keine normale, richtige oder «natürliche» Alterspyramide. Dass junge Leute keine oder weniger Kinder zeugen, ist Ausdruck ihrer individuellen Entscheidungsfreiheit und daher positiv zu bewerten, jede Gesellschaft muss die realen Gegebenheiten akzeptieren. Dass sich die Lebensspanne während der letzten zweihundert Jahre verdoppelt hat, ist ein Glücksfall, und es gilt, für die gewonnene zusätzliche Lebensphase einen neuen Sinn zu finden. Zudem könnte der grösser werdende Anteil der Alten in unserer fortschritts- und wachstumsgläubigen, ihre Ressourcen verzehrenden Gesellschaft ein mässigendes, entschleunigendes Gegengewicht bilden.

Seine letzten drei Bücher sind persönlicher. Im Buch «Ich muss sterben» (2015) legt er sich gleichsam auf die Couch der literarischen Öffentlichkeit und schildert seine Verzweiflung und seine immense Trauer angesichts der tödlichen Krankheit seiner Gattin Ursula, aber auch, wie er im Leid die Liebe neu erfährt und wie ihm der schmerzliche Hinschied das Geschenk der Sehnsucht hinterlässt. Dieses Buch gehört zum Genre der Betroffenheitsliteratur und fand breiten Anklang, vor allem bei Frauen. Mit «Treibgut. Nachdenken über die letzten Dinge» (2017) führte er diese Gedanken in essayistischer Form fort. Ausgehend von autobiografischen Schilderungen über sein Weiterleben nach dem unwiederbringlichen Verlust seiner geliebten Frau konfrontiert er seine eigene Endlichkeit und stellt die Frage nach dem Sinn des Lebens. Ein letztes Buch schreibt er mit seiner neuen Partnerin Helga S. Giger, «Ich muss Ihnen schreiben» (2019, Orte Verlag), in der die Freude über eine neue Liebe am Lebensabend gefeiert wird – im Bewusstsein, dass sie angesichts des bevorstehenden Todes nur noch von kurzer Dauer sein darf.

Gross war Mitglied sowohl der DGS als auch der SGS, aber kein besonders aktives – Gremienarbeit war ihm ein Gräuel. (An seiner Uni musste er von 1996 bis 1998 trotzdem das Amt des Dekans der volkswirtschaftlichen Abteilung übernehmen.) Überblickt man sein Werk, wird deutlich, dass er sich in späteren Jahren immer mehr vom soziologischen



Fachdiskurs abwandte. Mit der «Multioptionsgesellschaft» schrieb er eine typische Zeitdiagnose, die soziologisch gut informiert war, aber eher auf einer impressionistischen Datenlage als auf empirischen Studien beruhte und Gegenwartsphänomene lieber als Indizien für zukünftige Entwicklungen deutete als soziologisch stringent analysierte. Das manifestiert sich auch in seinem extensiven Gebrauch von Metaphern (besonders in «Ich-Jagd»), die manch analytische Unschärfe virtuos überdecken. Immer mehr überschritt er die eigenen Fachgrenzen und nahm eine interdisziplinäre, übergreifende Perspektive ein. Lange vor dem Hype um eine «public sociology» sah er sich als Autor, der sich an ein breites Publikum wandte. So schrieb er laufend Zeitungsartikel und hielt an vielen Orten Vorträge, und er war ein gern gesehener Gastredner an Weiterbildungsveranstaltungen und gefragter Teilnehmer an Podiumsgesprächen, auch in Radio und TV. Er fiel auf durch seine originellen Ideen, seine Bereitschaft zu provozieren und leidenschaftliche Streitgespräche zu führen. Gross stiess auf breite Resonanz: Im Intellektuellen-Ranking der Zeitschrift *Cicero* rangierte er 2006 unter den 10 einflussreichsten Denkern der Schweiz, und 2016 wurde ihm «für sein wegweisendes wissenschaftliches und literarisches Schaffen» der Grosse Kulturpreis der St.Gallischen Kulturstiftung verliehen.

Im zwischenmenschlichen Kontakt war Peter Gross ein umgänglicher Mensch. Mit seinen originellen Ideen wirkte er inspirierend, und indem er sie täglich weiterentwickelte, strömte er Begeisterung aus. Er war gesellig, hatte einen untrüglichen Sinn für die Komik von Alltagssituationen und konnte sich köstlich darüber amüsieren, er war ein grandioser Geschichtenerzähler und konnte spontan witzige Reden halten. Er beeindruckte durch seine Ausdrucksgewandtheit in Wort und Schrift, Vorlesungen und Vorträge konnte er manuskriptfrei halten. Er hatte ein phänomenales Gedächtnis und konnte fast alles, was er mal in Sozialwissenschaften, Kunstgeschichte und Literatur gelesen hatte, jederzeit abrufen. Zudem hatte er die Gabe, sich rasch in ein neues Gebiet einzuarbeiten und bald kompetent an den jeweiligen Diskursen teilnehmen zu können. Alltagspraktische Angelegenheiten hingegen delegierte er gerne an Andere. Ein besonderer Wesenszug war sein Talent, in jeder Problemlage immer auch das Positive zu erkennen. So ist zwar sein persönliches Erschrecken über die zunehmende Ungewissheit und Orientierungslosigkeit und den Zerfall normativer Leitplanken in der modernen Gesellschaft deutlich spürbar, doch letztlich obsiegte bei ihm immer der Optimismus. Ich selbst hatte das Vergnügen, von 1989 bis 2006 gemeinsam mit ihm das Seminar für Soziologie an der HSG zu leiten, und obwohl unsere Persönlichkeiten grundverschieden waren, funktionierte unsere Zusammenarbeit gut. Wir hatten immer ein super Team und sind nahe Freunde geworden.

Thomas S. Eberle

14. April 2023